

Leistungswörterbuch

Allianzen
alte Bundesrepublik
altern
Antisemitismusdefinition
Bf

barrierefrei

Beziehungsanbahnung

Bruderland

citizenship

Dauerleihgabe

erbkiger Tisch

Eigenheim

einsam

Einzuggebiet

Engagement

erben

gesundheitliche Versorgungsstrukturen

gleichwertige Lebensverhältnisse

Grundsicherung

intersektional

Kneipe

Ko-

Kohleausstieg

Labor

Manifest

mehrsprachig

Mindestlohn

Mitte-Studie

moralisieren

Nebenklage

obdachlos

Plattformökonomie

politische Bildung

Privileg

Racial Profiling

repräsentativ

Schulbuch

Seenotrettung

soziale Mischung

soziale Reproduktion

straffen

Suchbarkeit

Tierwohl

trans

Umfrage

Eine Zeit des Bindungs(un)willens?

Im November 2022 widmeten die ARD-Fernseh- und Rundfunkprogramme unter dem Titel »WIR gesucht – Was hält uns zusammen?« eine ganze Themenwoche dem gesellschaftlichen Zusammenhalt. In ihrem Rahmen wurde auch eine vom Institut Infratest dimap durchgeführte Umfrage vorgestellt. Sie lieferte ein interessantes Ergebnis. Die meisten Befragten verorteten »Zusammenhalt« eher im »Privaten« als »in der Gesellschaft«, wobei diese Gegenüberstellung als solche bereits vielsagend ist (Schwenck 2022). Eine Mehrheit machte sich dabei einen semantischen und auch lebenspraktischen Beiklang zu eigen, der die Begriffsprägung des »gesellschaftlichen Zusammenhalts« auszeichnet. Er ruft eine klassische Unterscheidung der Soziologie auf: Ferdinand Tönnies unterschied bereits Ende des 19. Jahrhunderts »Gemeinschaft« und »Gesellschaft«, indem er idealtypisierend festhielt, dass die Menschen in der ersten »wesentlich verbunden«, in der zweiten Sozialbeziehung aber »wesentlich getrennt« seien (Tönnies 1979 [1887], S. 34). Grundlage von Gemeinschaft sei ein »*Verständnis*«, das eine »besondere soziale Kraft und Sympathie« mit sich bringe, »die Menschen als Glieder eines Ganzen zusammenhält«, und das »auf intimer *Kenntnis* voneinander« basiere, »sofern diese durch unmittelbaren Anteil eines Wesens an dem Leben des anderen, Neigung zu Mitfreude und zum Mit-Leide, bedingt ist und solche wiederum fördert« (ebd., S. 17; Herv. i. Orig.). Eine Lesart der gegenwärtig so beliebten Formel eines anzustrebenden oder wiederherzustellenden »gesellschaftlichen Zusammenhalts« könnte daher lauten: Sie betont die unmittelbare Bindungsqualität von gemeinschaftlichen Intimbeziehungen zur möglichen Stabilisierung gesellschaftlicher Beziehungsweisen, selbst wenn die Gesellschaft in der soziologischen Tradition seit Tönnies »gleichsam in der Luft [schwebt]« und sich über eine vermittelnde Tauschlogik von »Gegenleistung oder Gegengabe« erhält (ebd., S. 44 bzw. S. 34).

Die Beschäftigung mit der Frage, was Gesellschaften zusammenhält, führt somit zu einem Nachdenken über unterschiedliche Formen von Gemeinschaft. In der Nachbarschaft, im Verein, in Kommunen, aber auch in sehr persönlichen Konstellationen wie der Familie oder dem Paar kommen Menschen zusammen und bilden Gemeinschaften. Dieser Befund soll keinen ›Rückzug ins Private‹ beklagen oder brandmarken. Er gibt vielmehr Anlass, danach zu fragen, »welche Art von (solidarischen) Beziehungen wir zur Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenhalts brauchen« (Neu/Nikolic 2020, S. 173), und besser zu verstehen, wie diese Beziehungen ihrerseits von gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt sind. Was bringt Menschen in als privat wahrgenommen Kontexten eigentlich zusammen, was bindet sie auf Dauer aneinander? Dies ist in den gegenwärtigen Diskussionen um den gesellschaftlichen Zusammenhalt auch deshalb bedeutsam, weil das (romantische) Paar »zu den kleinsten Einheiten von ›Gesellschaft‹« gehört (Burkart 2018, S. 23) und sich die Zweierbeziehung als »Prototyp der Vergemeinschaftung« begreifen lässt (Lenz 2009, S. 10). Es lohnt sich also, auf die intimsten Praktiken von Vergemeinschaftung zu blicken, um nachzuvollziehen, wie Menschen zusammenkommen, was sie zusammenhält und wie stabil diese Bindungen heute unter den gegebenen gesellschaftlichen Umständen (noch) sind.

Ein leichtes Unterfangen ist das allerdings nicht, da die romantische Liebe bis heute wenig von ihrer Magie und ihrem quasi-religiösen Status eingebüßt hat. Sie ist weiterhin ein »Magnetfeld menschlicher Sehnsüchte« (Burkart 2018, S. 2). Nüchtern und bezogen auf die Gesellschaft betrachtet, ist das Paar eine bedeutsame Grundlage für soziale Reproduktion, Fortpflanzung und Fürsorge (Roseneil/Crowhurst et al. 2020). Und die Paar-Beziehung vollzieht sich in machtvollen Räumen: Seit Jahrhunderten wird die romantische Zweisamkeitspraxis über hetero- und mononormative Wissens- und Machtregime hervorgebracht und legitimiert. Dies meint zum einen, dass sich die auf einer heterosexuellen Paarbeziehung beruhende Lebensform samt – so die Regel – Familie, gemeinsamem Haushalt, biologisch definierter Verwandtschaft, intergenerationalem Vererben etc. als vermeintlich einzig ›normale‹ präsentiert und damit die normative Vorherrschaft einer einzigen allgemeinverbindlichen und strukturell privilegierten Intimbeziehung befördert. Zum anderen bedeutet es die ebenfalls weiterhin dominierende Unterstellung, dass Menschen im Allgemeinen hetero- statt etwa bisexuell oder queer

seien und für gewöhnlich monogame bzw. monoamore Beziehungen gegenüber solchen mit mehreren einvernehmlichen Liebespartner*innen oder anderen nichtmonogamen Beziehungsformen vorzögen. In der Folge tritt das verliebte (heterosexuelle) Paar als »Grundlage menschlicher Existenz« in Erscheinung und erhält damit »den Charakter einer gleichsam in der ›Natur‹ fundierten Institution« (Pieper/Bauer 2014, S. 3). Viele empfinden es heute als »natürlich«, sich romantisch zu verlieben und zu binden.

Dass neben romantischen Liebesbeziehungen allerdings auch andere intime Beziehungen existieren, in denen vielfältige Potenziale für das Zusammenleben – und somit auch für neue Formen von (intimer) Vergemeinschaftung – stecken, wird aufgrund der anhaltenden Wirksamkeit des heteronormativen Regimes leicht übersehen. Mehr noch: Zum Teil werden alternative Beziehungsweisen noch immer systematisch an den Rand gedrängt, grundsätzlich problematisiert oder sogar diffamiert, eben weil sie heteronormativen Vorstellungen nicht entsprechen – und somit nicht der ›Natur‹. Hier reproduziert sich eine ›Hierarchisierung von Intimität‹, in deren Folge romantische Beziehungen weiterhin als Garant für (gesellschaftliche) Stabilität gelten (vgl. Roseneil/Crowhurst et al. 2020). Dabei bezeichnet schon das Adjektiv »intim« sehr viel mehr, als es der allgemeine Sprachgebrauch mit seiner Betonung von sexueller Praxis nahelegt. Dies belegt auch die umfassendere Bedeutung, in der eingangs Tönnies »intim« verwendet. Es ist dem lateinischen Wort »intimus« entlehnt, das »der innerste, vertrauteste, geheimste« oder auch »vertrauter Freund« meint (Kluge 2002, S. 445). Entsprechend sollte die Wendung »intime Beziehungen« in einem sehr viel weiteren Sinne gebraucht werden, als dies gängige Definitionen von Zweier- oder romantischen Beziehungen etc. zu tun pflegen: »Intim« sind Beziehungen dann, wenn sie von Menschen als nah empfunden werden. Freundschaftliche, polyamouröse – also solche mit mehreren Liebessubjekten –, *No-name*-Beziehungen, die auf eine Festlegung ihres Status ganz oder vorerst verzichten, sexuelle Beziehungen und andere Konstellationen verdienen gleichermaßen Beachtung.

Um den ›Prototypen‹ von Vergemeinschaftung auf die Spur zu kommen, ist es somit aussichtsreicher, den Blick auf intime Beziehungen zu weiten, statt bei der ›klassischen‹ Paarbeziehung zu verweilen. Aktuelle Anbahnungspraktiken verraten viel über neue Formen des Kennenlernens und damit über die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten von Bindungen in der Gegenwartsgesellschaft, über die vielen Arten und Weisen des Gemeinsamen im Gesellschaftlichen. Der Begriff »Beziehungsanbahnung« eignet sich im Besonderen dazu, Grad und Art der Institutionalisierung von Kennenlernwegen – sprich: Bahnen – zu beschreiben. Zudem führt er eine Bedeutungsdimension mit sich, der zufolge »anbahnen« eine kommerzielle, also der Gesellschaft im tönniesschen Verständnis zuzurechnende Verkehrsform benennt: *»ein heutigen geschäftsleuten beliebtes wort: die sache, die unterhandlung anbahnen, in gang bringen«*, heißt es Mitte des 19. Jahrhunderts im ersten Band des grimmschen Wörterbuchs (Grimm/Grimm 1854, S. 291; Herv. i. Orig.). Intime Vergemeinschaftung ereignet sich in Gesellschaft. Jahrhundertlang waren die Bahnen im Falle von Intimbeziehungen recht eindeutig festgelegt: Bestimmten Skripten, Ritualen und Mustern wie dem ersten Kuss oder dem Vorsprechen in der Familie folgten weitere Schritte im Anbahnungsverlauf, die schließlich in der offiziellen Konstitution eines Paares mündeten. Diese Abfolgen boten Individuen Handlungsorientierung und sorgten für Sicherheit und Klarheit, wie sich der Kontakt weiter gestalten wird (vgl. Illouz 2011, S. 59–64, sowie Illouz 2018, S. 71–78). Im Prinzip hieß das: Die ›Laufbahn einer Liebesgeschichte‹ war bereits vorgezeichnet.

So eindeutig ist die Sache heute nicht mehr: Die Anbahnungsprozesse sind sehr viel freier und offener, und das Internet spielt hierbei eine wesentliche Rolle (vgl. neben Illouz 2018 auch Weigel 2018 [2016]). Zwar sind mediatisierte Dating-Kulturen an sich nicht neu, doch das Online Dating und insbesondere Dating-Apps haben die Möglichkeiten – und auch Unmöglichkeiten – des Zusammenkommens um ein Vielfaches erweitert. Auch wenn eine »Pluralisierung von Beziehungsformen« (Lenz 2009, S. 19) nicht erst mit dem Aufkommen von Online Dating und Dating-Apps in Gang gekommen ist, macht das Internet genau diese Pluralität – heißt: die vielfältigen Möglichkeiten, Intimitäten auszugestalten – für viele Menschen allererst sichtbar. Zugleich wird es nach wie vor als ›normal‹ empfunden, romantische Partnerschaften einzugehen: Die allgemeine Verwendung des Begriffs »Beziehung« für romantische Liebesbeziehungen in Abgrenzung zur Lebensform des »Singles« macht diese ›Normalität‹ deutlich.

Die Aussichten für Liebesbeziehungen scheinen allerdings nicht gerade rosig zu sein: Da ist vielfach die Rede von einem »Ende der Liebe« (Eva Illouz), einer »Verflüchtigung der Liebe« (Zygmunt Bauman) oder gar einer bevorstehenden »Dating-Apokalypse« (Sales 2015). Ein Blick auf die Zahl der Eheschließungen in Deutschland scheint diesen Trend zu bestätigen: Wurden 1950 in Deutschland noch 750.452 Ehen geschlossen, waren es 2021 nur noch 357.799 Eheschließungen (Statistisches Bundesamt 2022). So dominieren Bedrohungsszenarien aktuelle Debatten, und es entsteht der Eindruck, dass heute kaum noch jemand dazu bereit ist, verbindliche Beziehungen einzugehen. Insbesondere Dating-Apps sowie deren Auswirkungen auf romantische Anbahnungsprozesse stehen dabei seit gut einem Jahrzehnt im Fokus der Kritik.

Bald nach der Markteinführung von Tinder im Jahr 2012 – heute eine der weltweit erfolgreichsten Dating-Apps – kamen erste Befürchtungen auf, dass die massive Verbreitung dieser Tools romantische Anbahnungsprozesse grundlegend gefährden könnte. In *Vanity Fair* diagnostizierte Nancy Jo Sales 2015, dass mit solchen Technologien die Romantik endgültig verschwinden werde. Auch der englische *Independent* schlug pessimistische Töne an und machte bereits 2016 auf Studien aufmerksam, denen zufolge Nutzer*innen von Tinder weniger gewillt seien, sich dauerhaft zu binden (vgl. Bulman 2016). Dieser pessimistische Grundton hat sich bis heute kaum verändert. Und mit ihm hat sich die dichotome Vorstellung verbreitet, dass Menschen online entweder nach der »wahren Liebe« oder nach »schnellem Sex« suchen. Liebe wird hier mit Verbindlichkeit und Bindungswillen gleichgesetzt, während Sex mit Unverbindlichkeit und Bindungsunwillen verknüpft wird (vgl. Newerla/van Hooff 2023). Zu den wesentlichen Folgen dieser Entwicklungen gehöre heute, dass Kontakte in der Unverbindlichkeit verblieben und *Casual-Sex*-Praktiken wie *One-Night-Stand*, Affäre, »Freundschaft Plus«, bei der es im Rahmen einer grundsätzlich freundschaftlichen Beziehung auch immer wieder mal zu Sex kommt, oder die *Situationship*, die mit Bedacht zwischen verbindlicherer Beziehung und lockerer Affäre schwankt, sich hoher Beliebtheit erfreuten. Dating-Apps würden demnach, so der Tenor, zu viele Optionen des Eingehens und Ausgestaltens von Kontakten ermöglichen, sodass es die meisten User*innen dann bei der Unverbindlichkeit bewenden ließen.

Auch wissenschaftliche Untersuchungen geben Hinweise darauf, dass sich das Liebesleben und Beziehungsstrukturen gegenwärtig verändern. In der Mehrzahl widmen auch sie sich Paarfindungsprozessen und der Bereitschaft oder Unwilligkeit, sich zu binden: Ein überwiegender Teil der Studien interessiert sich dafür, ob und wie Dating-Apps (oder andere digitale Tools) zur Anbahnung romantischer Liebesbeziehungen genutzt werden und ob diese Bindungen von Dauer sind (vgl. Sumter/Vandenbosch et al. 2017; Timmermans/Courtois 2018). Studien, die sich mit gegenwärtigen Liebesordnungen, ihren Codes und Praktiken auseinandersetzen, befassen sich ebenfalls vor allem mit romantischen Liebesbeziehungen sowie deren historischer Entstehung und Veränderung. Dabei haben die Arbeiten der Soziologin Eva Illouz in Deutschland und international besonders viel Aufsehen erregt, vor allem weil sie empirische Analysen mit Begriffsarbeit und kulturkritischen Diagnosen verbinden (Illouz 2011, 2018). In ihrem Buch *Warum Liebe endet* von 2018 analysiert Illouz mediatisierte Anbahnungsprozesse romantischer Beziehungen in Zeiten technologischer Innovationen und eines von ihr ausgemachten »skopischen Kapitalismus«, also eines vorzugsweise visuellen, marktförmig organisierten Bewertungsregimes von Körpern. Sie kommt zu dem Schluss, dass sich »unverbindliche« Kontakte medial vermittelt recht leicht herstellen lassen, während verbindliche Beziehungen nur noch schwer zu haben seien. Unverbindlich sind Kontakte für Illouz dann, wenn der Weg der Anbahnung kein normatives – sprich: romantisch-verbindliches – Ziel verfolgt, sondern der Kontakt eher kurzlebig und konsumierbar ist. Wer heute stabile Liebesbeziehungen suche, so Illouz Schlussfolgerung, habe es zunehmend schwerer, weil Menschen immer weniger gewillt seien, sich dauerhaft zu binden.

Manches deutet also darauf hin, dass sich der Gegenwartsgesellschaft ein großes Bindungsproblem diagnostizieren lässt. Zumindest eine (romantische) Bindung auf Dauer scheint vielen zunehmend schwerer zu fallen, auch weil heute so vieles möglich geworden ist und eine Anbahnung nicht mehr zwangsläufig mit dem Ziel verknüpft wird, eine romantische Liebesbeziehung führen zu wollen. Aber sehnen sich wirklich so viele nach romantischer Bindung? Wie steht es um freundschaftliche Beziehungen, die ebenso Grundlage intimen Zusammenlebens sein könnten? Um nachzuvollziehen, wie es zur kulturellen Hegemonie der romantisch codierten Normalbeziehung gekommen ist, ist es sinnvoll, einen Blick in die Geschichte zu werfen.

**Romantische Liebe. Der ›zauberhafte Stoff‹,
der uns zusammenhält?**

Im Laufe der europäischen Geschichte verändern sich seit dem 18. Jahrhundert nicht nur die gesellschaftlich-ökonomischen Rahmenbedingungen gravierend, sondern mit ihnen auch die Grundlagen der Institution der Ehe. Ein neues Ehe- und Familien-Ideal bildet sich heraus, und die Paarbildung vollzieht sich nicht mehr allein aufgrund materieller Notwendigkeiten und Rücksichtnahmen, sondern Semantiken und Praktiken romantischer Liebe und eine damit einhergehende gefühlsgeladene Innigkeit gewinnen an Bedeutung (Schenk 1987, S. 67 f.). Auch wenn die Idee der romantischen Liebe durchaus älter ist (vgl. Goode 1959), finden Liebesehen erst mit der Entstehung der modernen Gesellschaft allgemeinere Verbreitung. In nüchternen Worten spricht der Soziologie Niklas Luhmann von einer sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden »Freigabe von Eheschließungen an sozial nicht mehr kontrollierte Zufälle« (Luhmann 1982, S. 184) und fährt dann kurz darauf fort: »Die Eltern haben allenfalls noch indirekte Möglichkeiten, ihren Kindern Kontaktanbahnungen zu erleichtern oder zu erschweren. Entsprechend groß ist die (objektive) Unsicherheit und das Risiko der Partnerwahl. Die Semantik der romantischen Liebe übernimmt die Funktion, diese Unsicherheit in subjektive Gewißheit zu verwandeln. Sie dient als eine Art magisches Substitut für Voraussicht« (ebd., S. 186).

Zudem begünstigt eine zunehmende Trennung von Wohn- und Arbeitsstätten in der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft, dass der private Innenraum sowie die Kernfamilie für das familiäre Leben zunehmend relevanter werden. Diese Trennung befördert die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Die romantische Liebe erhält dann eine weitere Funktion. Sie fungiert als der ›zauberhafte Stoff‹ oder anders gesagt: als ›emotionaler Kitt‹, der »das Gemeinschaftsprojekt Familie« trotz diverser und zum Teil auch neuer Spannungsverhältnisse zusammenhält (Beck/Beck-Gernsheim 1990, S. 40).

Mit dem Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft und ihren neuartigen familiären und ehelichen Idealen verbreitet sich in Europa auch die Vorstellung, dass der Mensch ein eigenständiges Wesen sei, welches von den Zwängen des Kollektivs befreit Entscheidungen zu treffen vermag. Diese Vorstellung ist nicht nur Grundlage für den Individualismus als ideologischen Kern moderner Gesellschaften, sie ist auch wesentliche Voraussetzung für die Unterstellung romantischer Wahlmöglichkeiten: Unabhängig von der Gruppe, der ein Individuum angehört, wählt es selbst aus, wen es liebt – wobei mit Blick auf das historische Geschehen zurecht festgestellt wurde, dass »auch im 19. Jahrhundert noch arrangierte Ehen geschlossen wurden« und »Eltern oft den Zufall zu kontrollieren [versuchten]« (Becker/Reinhardt-Becker 2019, S. 23). Zugleich ist die Identitätsbildung eines Individuums eng mit der romantischen Liebe verknüpft, denn durch die romantische Wahl wird das Individuum zu etwas Besonderem: Ich liebe dich und nur dich – mehr Anerkennung ist kaum möglich. Das moderne Subjekt braucht also – dies hat Luhmann besonders betont – das romantische Gegenüber, um als einzigartiges Individuum anerkannt zu werden.

Zugleich werden aber auch die Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung der jeweiligen Individuen durch die romantische Liebesbeziehung eingeschränkt (vgl. Burkart/Hahn 1998). Dem romantischen Liebesideal wohnt demnach »eine konstitutive Ambivalenz« inne (Wutzler 2021, S. 16). Sie ist kaum aufzulösen. Die »Zwei« des romantischen Pairs sollen nicht nur jeweils ein eigenständiges Individuum sein, sie sollen auch ein gemeinsames »Wir« ausbilden. Je stärker die Individuen, die zu einem romantischen Paar zusammengefunden haben, nach ihrer je eigenen Selbstverwirklichung streben, desto eher stehen sie sich dabei im Wege. In einer Zeit, in der die individuelle Selbstverwirklichung höchste Wertschätzung genießt, sind Optionen, wie sich zu trennen oder das Leben eher allein (als »Single«) zu bewerkstelligen, mehr und mehr zu einem gangbaren Weg für viele Menschen geworden (vgl. Diehl 2022; Kullmann 2022).

Auch wenn eine beständige Wiederkehr von Desillusionierungen und Freiheitsbeschränkungen der Idee der romantischen Liebe immanent seien dürfte, auch wenn schon lange alternative Semantiken und Paarformen wie die Vorstellung von »Gefährt*innen« und »Kamerad*innen« bereitstehen (vgl. Luhmann 1982, S. 192 sowie Becker/Reinhardt-Becker 2019, S. 34), gilt die romantische Liebe nach wie vor als der »zauberhafte Stoff«, der zwei Menschen zusammenbringt – und sie in entsprechend modifizierter Form auf Dauer zusammenhält. Dabei sind die Instabilität und Unsicherheit heutiger romantischer Liebesbeziehungen offenkundig. Es ist eine

weitverbreitete Erfahrung, dass sich das Glücksversprechen romantischer Liebe eben nicht erfüllt. Oder ein Liebesglück schneller zerbricht, als es sich die Liebenden erhnt haben. Viele begeben sich dann erneut auf die Suche, in der Hoffnung, diesen einen Menschen endlich zu finden, der das Glück bringen wird. Allerdings gibt es heute etliche Möglichkeiten, sich intim miteinander zu verbinden. Das macht die Sache einerseits nicht einfacher, andererseits regt es dazu an, eine einseitige Idealisierung romantischer Liebe und einer heteronormativen ›Normalbeziehung‹ grundsätzlich zu überdenken.

Liebes- und Beziehungspraxis. Über Dating-Desaster, Love Struggles und Co-Parenting

Das ›Alles-geht-nichts-muss-Prinzip‹ trifft in der gegenwärtigen Dating-Praxis auf die weiterhin wirksame Norm, sich in (romantischen) Partnerschaften zu verbinden (Newerla 2023). In der Folge entstehen bei der Suche nach potenziellen Partner*innen (für was auch immer) recht schnell *love struggles*: Es wird um Beziehungsformen und Begrifflichkeiten von Intimität gerungen (Newerla 2021). Und so sind Anbahnungsprozesse heute durch ein stetiges Hin und Her zwischen Bindungswünschen und Autonomiebestrebungen der beteiligten Akteur*innen geprägt, die gleichermaßen offen artikuliert werden können. Die Wege, die zu einer (Ver-)Bindung führen, sind nicht mehr so eindeutig und vorgezeichnet: Auch wenn das romantische Ideal weiterhin wirkmächtig sein mag, gesellschaftlich akzeptiert sind zunehmend auch andere Beziehungsweisen. Vor allem einvernehmliche nichtmonogame Beziehungen erfahren immer mehr Anerkennung, wie z. B. die bereits genannten der Polyamorie oder Freundschaft Plus.

Ein weiterer Aspekt scheint die Lage zu verkomplizieren. Die Anbahnung intimer Beziehungen verläuft nicht nur auf ganz vielfältige Weise, sie führt auch nicht immer geradlinig – oder kurvenreich – zu einer festen Partnerschaft. Vielmehr sind die Prozesse, die Bahnen, die Ziele allesamt sehr beweglich und dynamisch geworden (vgl. Newerla/van Hooff 2023). So können *Sex-Dates* zu Freundschaften werden, aus denen sich dann auch Liebesbeziehungen entwickeln können, die sich nach gewisser Zeit möglicherweise wieder auflösen und/oder sich in eine andere Sozialgestalt der Verbundenheit wie eine Freundschaft Plus transformieren usw. Aber sind diese Beziehungen deshalb per se unverbindlicher und nur von kurzer Dauer? Haben wir es hier mit den Auswüchsen des Neoliberalismus zu tun, der (romantische) Beziehungen zunehmend zerstört?

Ja und Nein. Dass Anbahnungsprozesse, die nicht linear verlaufen und nicht von Beginn an das Telos der romantischen Liebesbeziehung ansteuern, stets mit Unverbindlichkeit und Bindungsunwillen gleichgesetzt werden, wie es besonders prominent Eva Illouz nahelegt, ist durchaus problematisch. Diese Einordnungsversuche ziehen normative Setzungen nach sich: Intimitätspraxen werden anhand bestehender Normen und Zielsetzungen hierarchisiert und Begehrens-, Liebes- und Intimitätsformen, die nicht den romantischen, heteronormativen und monogamen Idealen folgen, werden in der Konsequenz gesellschaftlich diffamiert und aus dem Raum des allgemein normativ Erstrebenswerten ausgeschlossen.

Empirisch ist jedoch auch zu beobachten, dass Unbestimmtheit, Mehrdeutigkeit und Unsicherheit nicht nur als bedrohliche Risiken und Bindungsunwilligkeit wahrgenommen werden: Eine Haltung des ›Offen-Seins‹ – also nicht genau zu wissen, was eigentlich gesucht wird – kann auch Möglichkeiten für Selbst- und Beziehungsentwicklung bieten und vorschnelle Festlegungen wie »die eine*r und keine andere*r« oder »diese Beziehungsform und keine andere« vermeiden (Newerla 2021, S. 60). Auch Chris Beasley und Mary Holmes weisen in ihrer Analyse darauf hin, dass neue Technologien wie das Online Dating nie da gewesene Möglichkeiten eröffnen, »to take up innovative forms of intimate social connection with relative ease«, also »mit ziemlicher Leichtigkeit innovative Formen intimer sozialer Bindungen einzugehen« (Beasley/Holmes 2021, S. 108). Offline ist das nicht so einfach realisierbar. Wie genau diese »innovativen Formen« aussehen, ist bislang kaum untersucht – was auch daran liegt, dass sie aufgrund einer normativen Setzung wie der Romantiknorm noch zu oft aus dem wissenschaftlichen Blick geraten.

Es ist also nicht nur normativ problematisch, diese Dynamiken allein als Bindungsunwilligkeit zu deuten. Der Wahrnehmung entgehen dann auch die vielfältigen Potenziale, die in ihnen stecken. Dies belegen noch recht vereinzelte Studien, die nichtheteronormative Formen von Intimität untersucht haben. So hat Feona Attwood gemeinsam mit zwei Co-Autorinnen 2017 analysiert, wie Menschen, die nicht der heteronormativen Akzeptanz entsprechen, durch neue Technologien in die Lage versetzt werden, sich in Netzwerken mit Menschen mit ähnlichen Wünschen zu verbinden. Im selben Jahr hat Rikke Anderson beschrieben, wie sich Online-Intimität in Bezug

auf Erfahrungen von Öffentlichkeit und Privatheit, von Gemeinschaft, Nähe und emotionaler Intensität entwickeln und diese intimen Online-Praktiken neue Familiengründungen und ein neues Verständnis von nicht biologisch definierter Verwandtschaft ermöglichen. Welches neuartige Beziehungsbild solche Bindungsweisen leiten kann, lässt sich z. B. sehr gut auf einer deutschsprachigen Such- und Portalseite für *Co-Parenting*, also für geteilte Elternschaft, nachvollziehen. Auf Partner4Baby wird dieses soziale Geflecht in Worten vorgestellt, die ausdrücklich vom Standardmodell einer romantischen Zweierliebesbeziehung als Basis von biologischer und sozialer Elternschaft Abschied nehmen: »Co-Parenting bedeutet, dass sich zwei oder mehrere Personen zusammenschließen, um miteinander ein Kind zu zeugen, ohne eine romantische Liebesbeziehung zueinander zu haben. Miteinander Kinder bekommen, ohne sich zu lieben? Was zunächst ernüchternd und pragmatisch klingen mag, kann in der Realität gut funktionieren. Denn »ohne Liebesbeziehung« muss nicht heißen, dass die Beziehung zwischen den Co-Eltern ohne Sympathie und menschliche Wärme verläuft.« (Schmutte 2022) Eine Studie von Paul Byron aus dem Jahr 2021 verdeutlicht darüber hinaus, dass digitale und Soziale Medien auch neue Möglichkeiten der emotionalen Unterstützung schaffen, insbesondere für junge Menschen und LGBTQ+-Personen, die oft von einer für sie angemessenen Gesundheitsversorgung und sozialen Unterstützung ausgeschlossen sind. Und bereits im Jahr 2010 konnte ein an der Universität Bath forschendes Team zeigen, dass es durchaus möglich ist, über neue Formen von Intimität (wie etwa das Küssen unter Freund*innen) maskuline, patriarchale Regulierungsmechanismen aufzubrechen oder sie sogar neu zu kodieren (Anderson/Adams et al. 2010). Dies lässt sich ähnlich auch in einer neueren deutschsprachigen Einführung in die Freundschaftssoziologie nachlesen, wenn die Autor*innen darauf hinweisen, dass etwa die Zunahme an Freundschaft-Plus-Beziehungen »die strikte Grenze zwischen nicht-körperlicher, ideeller und der sexuell aufgeladenen Freundschaft oder Beziehung« aufweicht (Schobin/Leuschner et al. 2016, S. 194).

Diese noch recht überschaubaren empirischen Befunde geben Hinweise darauf, dass Menschen auch jenseits des romantischen Paares zusammenfinden und sich Formen von Verwandtschaft und Familie entwickeln können, die mit heteronormativen und monogamen Vorstellungen brechen. Es fehlt allerdings bis heute detailliertes Wissen über den konkreten Lebensvollzug und die intimen Aushandlungsprozesse innerhalb dieser Beziehungsformen und auch darüber, wie auftretende Spannungen behandelt werden. Dabei wäre es zukünftig etwa wichtig, mehr über die Perspektive von Kindern und Jugendlichen zu erfahren, die in *Co-Parenting*-Beziehungen heranwachsen. Auch wissen wir noch zu wenig darüber, wie rechtliche Optionen jenseits der heteronormativen Normalbeziehung in Lebenswirklichkeit umgesetzt und welche weiteren rechtlichen, sozialen und emotionalen Hürden und Herausforderungen dabei wie überwunden werden. Und von welcher Dauer sind diese Geflechte überhaupt? Was immer auch ›von Dauer‹ dabei genau bedeuten könnte – ›bis dass der Tod uns scheidet‹?

Vom Anbahnenden zum Bahnbrechenden.

Neue Wege intimer Vergemeinschaftungen?

In der Auseinandersetzung mit den Fragen, was Menschen heute verbindet, welche intimen Formen von Zusammenleben und Verbindlichkeit sie miteinander erstreben und was sie dann auf Zeit zusammenhält, verdienen Freundschaften viel mehr Beachtung. Sie können Perspektiven für ein (zukünftiges) Zusammenleben jenseits romantischer Normen bieten (vgl. Newerla 2023). Elastisch ausdeutbar, weil sie nicht auf eine allgemeinverbindliche Weise wie romantische Liebesbeziehungen institutionalisiert sind und die Wege ihrer Anbahnung und Gestaltung nicht von vorneherein durch (romantische) Skripte, Muster und Normen vorgegeben sind, bieten sie Gelegenheit, um die Spannbreite möglicher Intimität denkbar frei zu gestalten (vgl. Roach 2012). Und da die Ausgestaltung so frei sein kann, ist die Freundschaft durchaus in der Lage, die Hegemonie von Formen der heteronormativen Vergemeinschaftung (Paar und Kleinfamilie) aufzubrechen. Paul Byron schreibt ihnen daher sogar eine »queere Agenda« zu (Byron 2021, S. 176). Wissenschaftlich sind diese Beziehungen allerdings noch unzureichend untersucht

(vgl. aber Schobin 2013), obwohl sie einen hohen Stellenwert in der Gegenwartsgesellschaft haben und es angebracht wäre, mehr über die Schattierungen von Nähe und Verbindlichkeit unter Freund*innen zu wissen. Auch Byron beklagt, dass das Wissen über Freundschaften begrenzt sei, weil lange Zeit sowohl wissenschaftlich als auch medial angenommen wurde, dass freundschaftliche Beziehungen eine geringere soziale und wirtschaftliche Bedeutung haben als etwa familiäre Verbindungen (Byron 2021, S. 176).

Nicht nur wissenschaftlich besteht hier dringend Nachholbedarf, sondern auch gesellschaftlich. Politisch Verantwortliche haben bereits erkannt, dass das Ideal der Ehe und der Familie bröckelt und neue Formen von Versorgungs- und Fürsorgegemeinschaften notwendig sind, um diese Entwicklungen aufzufangen. In Deutschland sah der Koalitionsvertrag der bis Mitte 2025 amtierenden Ampel-Regierung daher vor, in der Legislaturperiode 2021–2025 ein neues Rechtsinstitut einzuführen. Neben der Ehe sollte eine sogenannte »Verantwortungsgemeinschaft« es Bürger*innen ermöglichen, auch in Freund*innenkreisen, Wohngemeinschaften oder anderen Beziehungsgeflechten über einen rechtlich abgesicherten Rahmen Verantwortung füreinander zu übernehmen. Vorbild hierfür ist der auf zwei Personen beschränkte *Pacte civil de solidarité* (PACS), der in Frankreich bereits 1999 eingeführt wurde. Das Modell der Verantwortungsgemeinschaft sieht im Unterschied dazu vor, dass auch mehr als zwei volljährige Personen eine solche Gemeinschaft eingehen können (vgl. SPD 2021, S. 80). In dem damals vorgestellten und auf der Website des Bundesministeriums der Justiz (BMJ) zugänglichen Eckpunktepapier zu diesem »neue[n] Rechtsinstitut für die Übernahme von Verantwortung jenseits von Familie und Partnerschaft« wird die Größe auf maximal sechs Partner*innen festgelegt, die einen entsprechenden, notariell zu beurkundenden Vertrag abschließen.

Diese Entwicklungen sind durchaus bahnbrechend. Das Modell einer solchen rechtlich anerkannten, vertragsbasierten Verantwortungsgemeinschaft eröffnet Räume und Wege, füreinander einzustehen, die über eine romantische Zweisamkeit hinausgehen. Daher stellt sich

die Frage, ob auf diese Weise intime Praxen jenseits von Mono- und Heteronormativität mehr Legitimität und auch ›Normalität‹ erfahren werden. Ambivalent ist und bleibt die Sache dennoch: Das Modell der Verantwortungsgemeinschaft lässt sich auch als neoliberale Steuerungsinstrument einsetzen, geht es den Gesetzgeber*innen schließlich auch um Aktivierung, Eigenverantwortung sowie Entschlackung und Entlastung des Sozialstaates (vgl. Deutscher Bundestag 2020). So betrachtet, reiht sich das Modell in die vielfältigen Formen gouvernementaler Regierungsmechanismen ein (vgl. Bröckling/Krasmann et al. 2004).

Was können wir also tun? Wie können wir zusammenleben und uns miteinander verbunden fühlen in Zeiten, in denen wir die »Bis-dass-der-Tod-uns-scheidet«-Bindungen nicht mehr führen wollen bzw. diese schlichtweg immer wieder scheitern? Dynamische Freundschaften einzugehen und zu pflegen, scheint mir ein Weg zu sein; offen für rechtlich beglaubigte Verantwortungsgemeinschaften zu sein, ein weiterer. Beides meint nicht, für eine neue Hegemonie von Gemeinschaftlichkeit einzutreten. Es meint, die gestiegene Vielfalt möglicher Intimbeziehungen als Gelegenheiten für neue Haltungen und Erfahrungen zu würdigen, statt sie als traurigen Höhepunkt einer Verlustgeschichte von Verbindlichkeit und romantischer Zweisamkeit zu beklagen. Dabei sollten drittens auch Formen der Normativitätskritik und der gegenseitigen Sorge mitbedacht werden, wie sie in queeren Communities praktiziert und ersonnen werden (vgl. Laufenberg 2023; Beier 2023). Zu vermeiden sind ›eingeschworene« oder ›toxische« Gemeinschaften, eine »Tyrannei« selbstbezogener, narzisstischer Intimität, die der amerikanische Soziologe Richard Sennett in einer einflussreichen Zeitdiagnose aus dem Jahr 1974 kritisiert hat. Vielleicht kann es gelingen, bahnbrechende Formen von Gemeinschaft(en) zu (er-)finden, die Individuen ausreichend Freiheiten lassen und sie dennoch nicht vereinzelt und unverbunden zurücklassen, die Einzelne nicht ausgrenzen und/oder zerstören, wenn wir, wie Sabine Hark in dem Buch *Gemeinschaft der Ungewählten* aus dem Jahr 2021 vorschlägt, eine Haltung der »Kohabitation« – der »Lebensgemeinschaft« – entwickeln, die eng verknüpft ist mit der Sorge um sich, um andere (Menschen und Tiere) und um die Welt insgesamt.

Bruderland